



Peter Eisenberg

Neue Welt der leistungsbezogenen Mittelverteilung

Potsdamer Erfahrungen und was daraus zu lernen ist

1.

Der Germanistenverband hat gut daran getan, die Diskussion um eine leistungsbezogene Mittelverteilung in den MITTEILUNGEN zum Thema zu machen. Das Thema betrifft die Disziplin als Ganze. Ein Leistungsbezug, wie er jetzt ins Auge gefaßt ist, wird das Gesicht des Faches und das Berufsbild des Hochschulgermanisten mit sehr einfachen Mitteln grundlegend verändern. Ich will versuchen, das an dem von Hans-Jürgen Bachorski in Heft 4/1998 ausführlich vorgestellten Potsdamer Verfahren zu demonstrieren. Freilich nicht aus der Sicht

des Dekans, der sich das Verfahren zum Anliegen macht, es an der Fakultät durchgesetzt hat und offenbar der Auffassung ist, es könne als Modell für andere dienen. Ich spreche vielmehr aus der Sicht eines betroffenen Hochschullehrers, der in Bachorskis Darstellung viel zu wenig auch über handgreiflichen Nachteile und Risiken des Verfahrens findet.

Ganz einfach ist das nicht, weil man sich zu outen hat. Damit sind wir bereits beim ersten Problem. In Potsdam wurde dem einzelnen Hochschullehrer mitgeteilt, er stehe an 22. oder 27. von 28 Stellen. Mehr sollte er nicht wissen. Glücklicherweise stellte sich bald die rechtliche Unhaltbarkeit dieser Informationspolitik heraus. In Zukunft werden wir also mehr übereinander wissen. Wenn ich im folgenden etwas über die Erfahrungen des Kollegen Karl Müller schreibe, dessen persönliche Daten mir gut bekannt sind, dann sage ich mir: Müller muß sich sowieso daran gewöhnen, daß er in Zukunft gläsern wird. Und wenn schon diesen Unsinn, dann wenigstens transparent.

Ich mache zunächst auf einige Details des Kriterienkatalogs aufmerksam. Jedes für sich ist eine Marginalie, zusammen sind sie alles andere als das (2.). Danach komme ich auf die Lage des Kollegen Müller zu sprechen (3.) und schließlich werden einige Schlüsse gezogen (4.). Alle Seitenangaben beziehen sich auf die genannte Arbeit von Bachorski.

2.

Die Festlegung in Punkt 4.1.2 (373) besagt, daß Aufsätze ab 8 Druckseiten zählen. Das ist einfach unprofessionell. Jeder gibt seine Publikationen bei der VG Wort in Normseiten an. Wer beispielsweise Lexikonartikel schreibt, hat nichts davon.

Unter 4.1.4 geht es um »Verantw. Redaktionsleitung /Hrsg Zs/Buchreihen (max 2)«. Schön wär's. Die Angaben sind unkorrekt. Buchreihen zählen trotz heftiger Proteste nicht und bei Zeitschriften liegt die sog. Kappungsgrenze bei 1 (eine 1 als Kappungsgrenze ist schon semantisch ein Witz). Warum der Autor etwas Unzutreffendes publiziert, ist nicht erfindlich. Ein Versehen scheidet aus, denn um den Punkt wurde gestritten.

Punkt 4.4.3 behandelt die Betreuung von Promotionen und Habilitationen. Dazu ist zu sagen, daß die Wertung strikt auf Potsdamer Verfahren beschränkt bleibt. Wer etwa im Sandwichverfahren DAAD-Stipendiaten betreut, was meist eine aufwendige Sache ist, fällt durch.

Dazu kommt die Verdoppelung der Punktzahl für Promotion oder Habilitation von Frauen. Gleich zweimal (375 und 379) spricht der Autor davon, es werde konsequent nach Quantitäten verfahren. Das kann doch nur heißen: Eine Frau zu promovieren oder an ihrer Habilitation mitzuwirken verlangt die doppelte Leistung wie bei einem Mann. Eine klare Diskriminierung. Wir kommen darauf zurück.

Und schließlich bleibt etwas unerwähnt. Hohe Punktzahlen gibt es für die Mitwirkung an Abschlußprüfungen (Klausuren und Mündliches). Das ist insofern von Bedeutung, als in Potsdam das Prüfungsrecht nicht nur bei Hochschullehrern, sondern auch bei promovierten Mittelbauangehörigen liegt, die dieses Recht schon an der alten PH Potsdam hatten. Nur sie dürfen prüfen, die Jüngeren auf Zeitstellen nicht. Damit kommt es zu einer Schiefelage zwischen den Professuren aufgrund der Struktur des zugeordneten Mittelbaus. Wer als Professor dem Nachwuchs eine Chance gibt, fällt durch.

3.

Kollege Müller ist gegen das Potsdamer Verfahren Sturm gelaufen. Er hat geredet und geschrieben, was er konnte, und schließlich formell protestiert. Allerdings hat er sich gescheut, die ihm vom Hochschulverband empfohlenen rechtlichen Schritte zu tun. Die Sache wäre aufwendig geworden. Man hat ja Wichtigeres zu tun. Sein Widerspruch führt nur das auf, was in Potsdam nicht als Leistung gilt:

1. Müller ist Potsdamer und stellvertretender Sprecher des einzigen Graduiertenkollegs, an dem die Uni Potsdam beteiligt war (ein GK gemeinsam mit der HUB). Keine Berücksichtigung.
2. Müller ist Mitglied verschiedener Kommissionen und Beiräte von überregionaler Bedeutung (DAAD, IDS Mannheim, ZAS Berlin u.a.). Anerkannt wurde lediglich und nach heftigem Wirbel die Mitwirkung in der zwischenstaatlichen Kommission für deutsche Orthographie, in die er im Stichjahr 1997 die Arbeitszeit mehrerer Wochen investiert hat.
3. Im Stichjahr haben zwei Frauen bei Müller promoviert, allerdings nicht in Potsdam, sondern an der FU Berlin, wo er früher beschäftigt war. Keine Berücksichtigung.
4. Müller ist Mitherausgeber zweier Zeitschriften (»Germanistische Linguistik« und »Praxis Deutsch«), dazu Mitglied von zwei Boards of Referees. **Eine** Zeitschrift wurde berücksichtigt.

5. Noch schlimmer ist es bei den Buchreihen. Müller ist engagiert bei den »Studien zur deutschen Grammatik« und den »Konzepten der Sprach- und Literaturwissenschaft«. Keinerlei Berücksichtigung.
6. In einem aufwendigen Antragsverfahren hat Müller hunderttausende von DM aus dem Hochschulsonderprogramm III an Drittmitteln eingeworben und damit Arbeitsplätze für zwei promovierte Germanistinnen (**innen** !) geschaffen. Das Projekt macht nach wie vor viel Arbeit. Ihm wurde mitgeteilt, es handele sich hier um »weiche« Drittmittel. Keine Berücksichtigung.
7. Im Stichjahr hat Müller eine Tagung mit internationaler Beteiligung in Potsdam veranstaltet und eine im Ausland (MPI Nijmegen) mitveranstaltet. Keine Berücksichtigung (die Potsdamer Tagung, aber nicht die andere wurde inzwischen anerkannt).

Müller macht dann deutlich, daß es ihm nicht um die Honorierung jedes Handschlags geht, daß er nicht von Vorträgen, Gutachten, dem ganzen Wissenschaftstourismus usw. reden möchte. Er will auch nicht von technischen Pannen im Zusammenwirken der Fakultät mit der Universitätsverwaltung reden, die dazu geführt haben, daß z.B. eine erhebliche Summe »harter« Drittmittel nicht berücksichtigt wurde. Aber er möchte wenigstens den guten Willen sehen, großen Worten (373f.) auch Taten folgen zu lassen.

4.
Um einen Eindruck von den Folgen des Potsdamer Verfahrens zu geben, zunächst einige Zitate aus der informellen Kommunikation. Ein Kollege (alle geschlechtsneutral) sagt »Weißt du, dieses Papier teile ich. Für zweimal 8 Seiten reicht es allemal«. Oder »Es ist mir unangenehm, daß ich auf Kosten meiner Mitarbeiter verreisen muß. Jeder weiß ja, wer die Mittel bekommen hat.« Ein anderer: »Ich habe meine Buchreihe einfach zur Zeitschrift erklärt. Was die machen, sehe ich überhaupt nicht ein.« Und immer wieder: »Entscheidend ist, was hier im Hause passiert«. Der Dekan selbst sagt u.a. »Einige haben mehr Prüfungen angegeben als sie Studenten haben. Da mußten wir einschreiten«. Immerhin.

Bachorskis schöne Feststellung, die Arbeitsfähigkeit aller Professuren habe auf diesem Wege bisher garantiert werden können, empfinde ich, ehrlich gesagt, als Hohn. Denn bisher hätte auch jedes andere Verfahren jede Professur irgendwie am Leben gehalten. Müllers

Professur hat eines ihrer wichtigsten Projekte verloren. Das Datenbankprojekt »Bibliographie zur deutschen Grammatik« (das künftig glücklicherweise mit dem IDS gemeinsam weitergeführt werden kann) ist der UP abhanden gekommen. Und einer seiner Mitarbeiter hat die Universität im Zorn in Richtung Industrie verlassen.

Ich will mich nicht mit der Frage befassen, warum man den Schritt zur leistungsbezogenen Mittelverteilung als politisch denkender Mensch überhaupt freiwillig und unter ständiger Beschwörung des »Das steht uns sowieso ins Haus« betreibt. Aber ich meine im Ernst, daß aus dem Potsdamer Vorgehen zweierlei zu lernen ist, und zwar unabhängig vom Kollegen Müller. Einmal darf eine leistungsbezogene Mittelverteilung nichts anderes zum Maß haben als die Leistung. Für ihre Etablierung ist es mehr als schädlich, wenn gleichzeitig ein bißchen Frauenpolitik, ein bißchen Mittelbauförderung, ein bißchen Steigerung der Ämterattraktivität dazu kommen. Man kann all dies auch tun, aber nicht in einem Atemzug mit dem Projekt »Leistung«.

Zum Zweiten muß man Ernst machen mit dem Fachbezug. Bachorski spricht davon, Fachspezifik sei eben das Ziel, bleibt aber die Beantwortung der Frage schuldig, was den aufgestellten Kriterienkatalog geeignet für die Geisteswissenschaften macht. Was zeichnet uns aus? Ein Gesichtspunkt ist mit Bestimmtheit die Diversität der individuellen Profile. Dem muß man gerecht werden. Wenn man die Freiheit von Forschung und Lehre in den Geisteswissenschaften unter den zu erwartenden Bedingungen verteidigen möchte, dann nur so und nicht mit der Linie »Beschränkung auf wenige aussagekräftige Paradigmen« (374).

Das alles kann man sine ira et studio diskutieren, aber dabei bleibt es nicht. Ich gehöre zu denen, die in einem derartigen Verfahren einen Angriff auf ihre berufliche Identität sehen. Wir machen vor aller Welt klar, daß wir ohne eine solche Erbsenzählerei nicht die Leistung bringen, die von uns erwartet werden darf und muß. Wir geben das unschätzbare Privileg einer selbstbestimmten Arbeit auf zugunsten eines Gratifikationsverfahrens, das der behavioristischen Verhaltensforschung entstammen könnte und das man als verantwortungsbewußter Pädagoge nie und nimmer zur Grundlage der Erziehung von Jugendlichen machen würde.

Wenn es denn unausweichlich wird, wäre über ein Verfahren nachzudenken, bei dem vielleicht 15% Hennekes und Stachanows etwas

mehr bekommen als die anderen und ebenso viele Faulpelze oder Verweigerer (die meine volle Sympathie hätten) etwas weniger. Alle geben nach einem weiten, aber präzisen Kriterienkatalog an, was sie gemacht haben und ungefähr 70% können sicher sein, daß ihnen ihr normales Budget zugewiesen wird. Fast niemand wird es dann nötig haben, unrichtige Angaben zu machen oder seine Arbeit über Gebühr von Zählkriterien bestimmen zu lassen.

Auch ein solches Verfahren ist kompliziert und schwer zu etablieren. Aber das Erbsenzählen geht schneller und vor allem werden die Auseinandersetzungen darüber, was eine Erbse sei, einfacher. Auch brauchen wir uns nicht nach der zweiten Stelle hinter dem Komma reihen zu lassen, wo doch der Input in jedem Fall voller Willkürlichkeiten steckt.

Ganz wichtig scheint mir zu sein, daß wir mit dem Nachwuchs ein wenig an die Zukunft unserer Disziplin denken, die ja im kommenden Jahrzehnt unausweichlich zur Debatte steht. Der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft schrieb gerade: »Kreativität braucht Freiraum für die Besten, Vertrauen in ihre Leistungsbereitschaft, Unterstützung ihrer oftmals aus der gewohnten Reihe fallenden Pläne und bei alledem nur einen einzigen Zwang: den Zwang zur Selbstverantwortung für das, was einer tut.« Da können einem die Tränen kommen.